

22. Freitagsbrief (24.11.2006).

Anatolij Iwanowitsch Borochow

Ukraine

Gebiet Dnepropetrowsk Nikopol'

Sehr geehrte Hilde Schramm und Eberhard Radczuweit,

Ich habe von Ihnen einen Brief mit Gesundheitswünschen bekommen. Ich wünsche Ihnen auch eine gute Gesundheit. Ich habe zudem Ihre humanitäre Hilfe in Höhe von 300 Euro erhalten, die von den Bürgern Ihres Landes gesammelt wurde. Ich danke Ihnen dafür. Sie bitten mich, über meine Gefühle während des Aufenthaltes in Deutschland zu schreiben, und auch über mein jetziges Leben? Ich werde es tun, da ich von diesen Erlebnissen bis heute träume und sie nie loswerde. Ich habe am 19. Juni 1941 meine Schulausbildung abgeschlossen,(10. Klasse), also 3 Tage vor dem Kriegsanfang. Der Krieg fängt an, und wohin kann ich studieren gehen? Ich musste eine Arbeit suchen, um mich irgendwie zu versorgen. Ich wohnte nur bei meiner Oma. Ich hatte sonst niemanden mehr: keinen Vater, keine Mutter. In dem Jahr, als ich 18 Jahre alt wurde (geboren am 26. April 24), wurde ich in die Armee einberufen. Zu der Zeit lebte ich in Turkmenien (das war eine der Sowjetrepubliken). Man schickte mich auf eine Militärschule. Die Ausbildung war kurz, und alle gingen schnell an die Front, die Front brauchte Soldaten. Ich habe eine Infanterieschule mit Auszeichnung absolviert und bekam den Rang eines Leutnants. An der Front musste ich als Kommandeur einer Maschinengewehrabteilung tätig werden. Die Front verlief zu der Zeit südlich von Rostov-am-Don und in der Nähe von Belgorod (das ist nicht weit von Moskau). Bald kam es zu schweren Kämpfen in diesen Gebieten. Der Feind wollte bis 1943 Moskau erobern. Aber wie es sich herausstellte, wurde er in wenigen Tagen zerschlagen. Damals war ich mit meiner Abteilung nicht weit von Rostov-am-Don. Die Militärführung beschloss, unsere Einheit mit der Nachtaufklärung zu beauftragen. Wir gingen um Mitternacht los, haben uns an der Karte orientiert und verfolgten unsere Route, aber offensichtlich hatten wir etwas falsch gemacht. Am Morgen wurden wir eingeschlossen und die Schlacht begann. Es stellte sich heraus, dass wir nachts sehr nah an die Positionen des Feindes kamen und eingeschlossen wurden. Wir erhielten keine Hilfe von Seiten der Kerndivision. Viele Soldaten kamen in dieser Schlacht um. Wir haben unsere Munition aufgebraucht und konnten nichts mehr tun. Und dann kam – unerwartet für alle Überlebenden – die Gefangenschaft. Das passierte am 6. September 1943 20 km von Stalino (heute Donezk) entfernt. Wir wurden durch die ganze Ukraine getrieben, in Richtung Wosnesensk (Gebiet Nikolaev). Dabei wurden wir nicht versorgt. Ich danke den ukrainischen Frauen, die unserer Gefangenenkolonne das Essen zuwarfen. Feindliche Soldaten haben jene, die das Brot aufzuheben versuchten, mit den Gewehrkolben geschlagen. Wir gingen ca. 700 km bis Wosnesensk. Das Gefangenenlager war sehr groß. Die Soldaten wurden jeden Tag zur Arbeit geschickt, wir Offiziere dagegen nicht – die Deutschen hatten Angst vor uns.

Wir bekamen sehr schlechtes Essen – Abfall von den Schlachthöfen, Blut mit Müll, ungekochten Mais, ungeschälte Hirse. Wir hatten seit mehreren Tagen kein Brot mehr gesehen. Es sprach sich herum, dass die Deutschen uns zur Zwangsarbeit nach Deutschland schicken wollten. In diesem Lager waren wir bis zum 27. Januar 1944. Man brachte uns zu einer Station, zu den Waggons. Uns wurden Handschellen angelegt – einen am linken Arm, einen am rechten, damit wir nicht fliehen

konnten. Wir wurden so zusammengepfertcht – man konnte kaum sitzen. Für alle gab es nur ein paar Futterkuchen aus Sonnenblumen und kein Wasser. Wir haben das aufgeessen, und hatten nichts zum Trinken. Alle Gefangenen waren voller Läuse. Während der Fahrt sitzen sie still, aber wenn der Zug anhält, da beginnen sie zu beißen. Man konnte sich nicht einmal ordentlich kratzen – wir wurden ja mit anderen Gefangenen in Paaren zusammengefesselt. Wohin fahren sie uns nur? Am 7. Februar 1944 kamen wir in Czestochowa (Polen) an. Am 25. Februar erkrankte ich an Flecktyphus. Unsere Mitgefangenen haben mich zu einer Baracke gebracht, wo schon andere an Typhus erkrankte waren. Medizinische Hilfe bekamen wir nicht. Wer einen starken Organismus hatte, überlebte, die Schwachen starben. Ich war sehr schwach. Bis zu meiner Etappierung nach Deutschland war ich krank, also bis zum 8. Mai 1944. In dieser Zeit wurde ich 20 Jahre alt. Am 12. Mai 44 kamen wir nach Deutschland, nach Dümmer (das ist in Norddeutschland). Jeden Tag mussten wir im Sumpf Entwässerungskanäle graben. Unsere Schuhe nahmen sie uns weg und gaben stattdessen Holzpantoffeln. Wir arbeiteten von morgens bis zum späten Abend im kalten Wasser. Und dazu regnete es noch oft in der Gegend. Uns wurde nicht erlaubt, sich vor dem Regen zu schützen. Zum Essen gab man uns Balanda – Viehfutter, mit Wasser verdünnt. Man musste jeden Tag eine Norm erfüllen, die über alle menschlichen Kräfte ging, sonst – Karzer. Am 28. September 44 wurden wir in eine unbekannte Richtung weggefahren. Es stellte sich heraus, dass wir in ein Konzentrationslager kamen. Es befand sich im Harz, Station Rübeland. Wir arbeiteten in einem Werk, wo man Kalk aus Quarzit gewann. Nicht weit vom Werk befand sich ein Steinbruch, wo Quarzit gewonnen wurde. Ich musste im Steinbruch arbeiten. Zuerst wurde der Stein gesprengt, das machten die Deutschen. Die großen Stücke sollten dann mit dem Hammer zerschlagen und auf die Loren (je 1 Tonne) geladen werden. Die Norm – 10 Loren – war für die Gefangenen übermenschlich. Die Arbeiter konnten nur sehr selten diese Norm erfüllen, wofür sie dann gleich in einen kalten, nassen Karzer kamen. Meine Kräfte schwanden mit jedem Tag, ich war so schwach. Bald schickte man mich zu den Öfen. Man sollte die Öfen mit Quarzit beladen oder daraus fertige Kalkblöcke herausnehmen. Als wir im Werk ankamen, befahl man uns: „Mäntel raus!“ In der Mittagspause brachte man uns Balanda. Ich habe mich einmal zu spät in die Reihe gestellt. Wir wurden von den Deutschen beobachtet, damit niemand flieht. Ich rannte zu spät zu meiner Reihe, dann sah ich, dass dort der Kommandant des Lagers mit einem großen Schäferhund stand. Er gab ihm einen Befehl, und der Hund warf mich zu Boden und begann, mich in die Beine, in die Arme und in den Rücken zu beißen. Ich habe mein Gesicht mit den Händen verdeckt, wobei mein ganzer Körper ungeschützt blieb. Der Kommandant hat den Hund von mir weggezogen, aber ich blieb im Schock liegen. Mein Körper war mit Blut überströmt. Ich hörte den Befehl: „Arbeiten!“ Mein Vorgesetzter dachte, dass ich fliehen wollte. Alle Gefangenen gehen an ihre Arbeitsplätze, und mich schüttelt es nur. Der Meister schreit – „arbeiten!“, und ich kann nicht. Meine Mitgefangenen sagten ihm, dass ich gebissen wurde und nicht arbeiten kann, sie werden für mich arbeiten. Mit ihrer Hilfe konnte ich mich aufrichten, und meine Pantoffeln waren gleich voller Blut. In der Nacht bekam ich Fieber, habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Am Morgen stand ich in der Reihe mit den Kranken. Vor Arbeitsbeginn hat der Kommandant alle Kranken nacheinander ins Gesicht geschlagen und befohlen, zur Arbeit zu gehen. Mich hat er erkannt und ins Revier geschickt. Der Anblick meines geschwellenen Beins hat ihn überzeugt, dass ich kein Simulant sei. Ich wurde ins Revier verlegt. Der Lagerarzt – ein Chirurg, auch ein Kriegsgefangener (er war Major), versuchte mich zu retten. Er sagte, es ginge nicht ohne Operation und er brauchte ein Betäubungsmittel. Das Unglück mit mir passierte am 3. November 1944, ich war ja nur 20 Jahre alt! Der Arzt fand

schließlich ein Betäubungsmittel – Chlorethyl. In drei Tagen war mein Bein aufgedunsen, die Geschwüre breiteten sich aus, eine Blutvergiftung. Der Arzt sagte, er habe jetzt den Skalpell und die Betäubung gefunden. Die Operation unter Lagerbedingungen begann. Auf mein Gesicht hat man mir ein Stück Mull gelegt, ich sollte tief einatmen...Ein furchtbarer Schmerz durchdrang mich plötzlich, ich verlor das Bewusstsein. Als ich aufwachte, sah ich, welche große Menge Eiter sich in der Wunde angesammelt hatte. Mein Bein war schon verbunden. Am nächsten Tag wurde mir ein neuer Verband angelegt. Der Arzt hat aus meiner ca. 10 cm großen Wunde 1,5 Verbandsmaterial gezogen. Meine Wunde heilte nur sehr langsam... Der Tag der Befreiung nahte. Alle Gefangenen waren bis auf die Knochen abgemagert. Wir wurden am 18. April 1945 von den Amerikanern befreit. (Diese Erinnerungen konnte ich nur aufschreiben, weil ich damals ein geheimes Tagebuch führte).

Die Sowjetmacht hat all unsere Rechte wiederhergestellt: Unsere Position in der Armee wurde uns zurückgegeben, wir bekamen Geld für die Heimreise, Lebensmittelkarten. Ich schrieb einen Brief in die Heimat, damit alle wüssten, dass ich lebe und gesund bin. Auf dem Weg kam ich am Haus meines Retters, dem Arzt, in Rostow-am-Don vorbei. Seine Nachbarn sagten, dass er mit der Mutter nach Moskau umgezogen sei. Dabei war ich ja in Moskau, aber wir konnten uns nicht treffen. Später habe ich mich bei ihm nochmal für alles bedankt, ich besuchte ihn mit meiner Frau und den Kindern. Ich sollte mir eine Arbeit suchen, aber wo? Ich bekam eine Stelle als Gehilfe eines Buchhalters und begann, die Buchhaltung gründlich zu studieren. Meine Gesundheit war infolge der Gefangenschaft sehr schlecht. Ich habe keine Unis absolviert, aber was meine Kenntnisse betraf, konnte ich es mit jedem aufnehmen. Bald war ich schon Oberbuchhalter und erfüllte praktisch die Pflichten eines Hauptbuchhalters. Das Wichtigste in meinem Leben war, dass meine Geliebte auf mich gewartet hat; sie hatte daran geglaubt, dass ich aus der Ungewissheit zurückkommen würde. Wie gründeten eine sehr gute Familie. Mit meiner Frau bin ich schon seit 54 Jahren zusammen. Ich habe immer die Musik geliebt, spielte bei einem Orchester der Volksinstrumente mit. Wir sind noch vor dem Krieg oft in einem Park vor Publikum aufgetreten. Nach dem Krieg beschloss ich, das mit dem Orchester wieder aufzunehmen. Bald hatte ich schon ein Orchester von 47 Leuten. Wir traten bei allen Festivals auf und waren in ganz Turkmenistan bekannt. In diese Republik war ich aus familiären Gründen gekommen. Im Jahre 1962 zogen wir nach Nikopol' um (das ist die Stadt der ukrainischen Kosaken, mein Großvater war ein Kosak). Hier, in Nikopol', habe ich mein Schicksal wieder mit dem Orchester der Volksinstrumente verknüpft. Jetzt schreibe ich die Lieder für das Orchester und die Solisten zu Hause, da meine Gesundheit nicht so gut ist. Also habe ich keine Langeweile. Ich bitte Gott, dass er mich auf dieser Welt noch eine Weile leben lässt! Ach ja, ich habe noch vergessen, wie ich in Turkmenistan kleine elektrische Windanlagen baute. In der Stadt gab es große Probleme mit dem Strom, aber ich hatte zu Hause immer elektrisches Licht. Ich habe mich nie ausgeruht, wollte immer etwas Nützliches machen. Jetzt haben wir in der Ukraine einen neuen Präsidenten – Viktor Juschtschenko. Er ist jung und kann viel für die Ukraine tun. Wir glauben an den Präsidenten und unterstützen ihn. Mir ist immer alles gut gelungen, gelingt es auch heute. Mein Leben ist bald zu Ende, aber eine Sache ist mir noch nicht gelungen – eine Entschädigung von der deutschen Seite für meinen Aufenthalt im KZ in Rübeland zu bekommen. Ich habe noch 1993-1996 an die folgende Adresse geschrieben: Deutschland, Bad Arolsen, Grosse Allee 5-9, 34444. Ich habe zweimal eine Antwort bekommen. Man schrieb mir, dass sie dort 17 Kilometer Material mit den Adressen hätten, aber meine Adresse wäre da nicht drin. Man

versprach, mich später über den Stand der Dinge zu informieren, aber es blieb bei dem Versprechen. Und dabei brauche ich eine Bestätigung, dass ich in diesem KZ inhaftiert war. Hier, in Kiew, wissen sie nichts über die Existenz eines solchen Lagers im Harz. Ich habe ihnen meine Lagernummer (196) mitgeteilt. Ich habe im Januar-Dezember 2004 noch zwei Briefe an die oben genannte Adresse geschrieben, und noch zwei (zusammen mit diesem Brief an Sie). Könnten Sie mir bei dieser Angelegenheit helfen?

Mein Name: Borochow Anatolij Iwanowitsch, meine Adresse befindet sich auf dem Umschlag.

Mein Rat in Bezug auf den Weltfrieden: Hitler hat ja gesagt, dass die arische Rasse die beste sei, dass Deutschland über alles und allen stehe. Dabei sind doch alle Nationen würdig, und man sollte Frieden für alle schaffen. Wie steht es jetzt in Europa um den Frieden? Wunderbar! Sie haben eine gemeinsame Währung und können so einfach in andere Länder reisen. Ich glaube, ich habe all Ihre Fragen mehr oder weniger ausführlich beantwortet. Vielen Dank für Ihr Geld (300 Euro), allerdings ist es nicht genug, da ich sehr viel Geld für die Arzneimittel ausgeben muss. Wenn ich nur eine Entschädigung aus Deutschland bekommen könnte!?

Ich wünsche Ihnen noch mal gute Gesundheit! Und so, „auf Wiedersehen!“

3. März 2005, Nikopol'

Ich habe in der Schule immer eine Note „1“ im Fach Deutsch gehabt.

"Ich habe viel Deutschwort gefergese." (Im Original geschrieben, der Übersetzer) Und, natürlich, habe ich die Rechtschreibung ganz vergessen.